

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 216. Bromberg, den 23. Oktober 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

(3. Fortsetzung.

„Wo sind die Pferde, Blitz?“ war sein Gruß. „Bring sie, Bursch, rasch! Heute heißt es frühzeitig aufbrechen.“

Am späten Nachmittag hielten sie auf einer mächtigen Wasserscheide, und Moran warf einen letzten Blick zurück nach der Gegend, in der sie sich nun bald drei Monate herumgetrieben hatten.

In einem engen Tal, das tief unter ihnen lag, entdeckte Morans scharfes Auge eine Bewegung. Er stellte sein Glas darauf ein; es waren zwei Männer, die eine Kette von zwölf Packpferden einen schmalen Steig aufwärts trieben.

Den einen erkannte er an der Kleidung, es war Brent. Sein Begleiter mußte derselbe sein, dem Brent jedes Jahr zur Herbstzeit auf seinen Jagdausflügen in diese Gegend Führerdienste leistete.

„Brent ist da“, sagte er zu Blitz gewendet. „Nur gut, daß er jetzt erst ins Gebirge hinaufzieht, da wir es eben verlassen haben. Könntest sonst eines Nachts über ihn stolpern und das würde übel ablaufen. Keinen Heller gebe ich für sein Leben, wenn du ihn aus dem Schlaf weckst. Sein Begleiter ist ein Newyorker Rechtsanwalt, Luther Nash mit Namen. Ich möchte gern, daß du den einmal beschnupperst und ihn sprechen hörst. Dein Urteil würde mich interessieren.“

Jeden Herbst kam Nash auf einen vierzehntägigen Ausflug mit Brent in diese Berge. Moran war ihm hierbei schon öfters begegnet. Gelegentlich einer Reise nach dem Osten hatte Nash ihn auch einmal besucht, und Moran hatte von diesem einen Mal genug gehabt. Die gesunde Freiluftnatur Morans fühlte sich von der Lebensweise dieses Menschen angewidert. Menschliche Schwächen konnte er verstehen, aber nicht die häßlichen Laster und Genüsse, in denen Nash schwelgte. Schon sein Fluchen war nicht bloß gemein, sondern schmutzig und ekelerregend.

„Der hat mich einmal mit seinem Besuch beehrt, Blitz“, sagte Moran. „Ist ein höllischer Kerl, dieser Nash. Ist mir ebenso zuwider wie dir faules Fleisch.“

Sorgfältig suchte er mit seinem Glas die Gegend ab und sah eine neue Kette von Pferden, die in der Richtung nach dem Rampart-Paß getrieben wurde und hinter den Packtieren drei menschliche Gestalten, die die steile Scharte hinaufkletterten.

Moran stützte seine Ellbogen auf einen Felsen, um ruhiger beobachten zu können. Lange blickte er durch das Glas, schließlich schwang er sich auf sein Pferd und setzte den Marsch fort.

„Ein Weib war dabei, Blitz, ein Mädchen“, sagte er nach einiger Zeit. „Was die wohl hier tun mag?“

Tief unten sahen sie schon einzelne grüne Flecken, die das gleichmäßige Braun des Hügellandes unterbrachen. Es waren die kleinen Felder der Ansiedler, die ersten Ansätze zur Urbarmachung dieses Landstriches.

Auf einer Wiese in einem kleinen Seitental schlugen sie das Lager auf.

*

„Möchte gerne wissen, ob sie jung und hübsch ist,“ sagte Moran, als er seine letzte Pfeife vor dem Schlafengehen schmauchte. „Liegt auch mir der verdammte Zauber des ‚kurzen blauen Mondes‘ in den Knochen?“ seufzte er. „Bald kommt auch deine Zeit, Freund Blitz, dann wirst du alles verstehen, was wir in diesen Tagen gesehen und gehört haben. Uns Menschen geht's nicht anders als euch. Merk dir's: jede Kreatur braucht ein Etwas, um ihr Leben abzurunden — eine Gefährtin.“

Moran schlief ein und Blitz kletterte eine Anhöhe hinauf. Oberhalb des Tales, in dem Brent am späten Nachmittag mit seinen Packtieren Halt gemacht hatte, flammte ein Licht auf. Es schwankte hin und her, als ob es in der Luft hinge. In weiter Ferne, auf den kahlen Höhen nahe dem Two Ocean-Paß, blitzte als Antwort ein winziges Lichtpünktchen auf, das ebenfalls flimmernd hin und her pendelte.

Aufmerksam verfolgte Blitz diese Signale, bis sie nach einiger Zeit verschwanden. Er lauschte lange im Dunkel der Nacht dem wilden Röhren des Elchhirsches und dem pfeifenden Schnaufen des Schwarzschwanzbockes, das aus der Tiefe heraufdrang. Eine Pferdeglocke erklang, sie mahnte ihn an seine Pflicht.

Er nahm Abschied von dem Land der vielen Flüsse und stieg hinab zu Moran und der Welt der Menschen.

*

Sechstes Kapitel.

Trotz seiner frostigen Unnahbarkeit war Blitz der erklärte Liebling der Bar T Farm. Er schien wie ausgewechselt. Seine frühere Munterkeit war einer kopfhängerischen Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit gewichen. Moran war aus seinem Leben geschwunden und damit auch alle Freude. Er konnte nicht wissen, daß sein Herr entweder bald zurückkehren oder nach ihm schicken werde. Er wußte nur das eine: Moran war fort! Und die Sehnsucht fraß wie eine Krankheit an ihm.

Oft verschwand Blitz für einige Zeit von der Bar T Farm. Nachträglich erfuhr man, daß er wiederholt in Harmons Hütte gewesen und auch einige Tage bei Vater Kinney zugebracht hatte. Danach wußte man späterhin, so oft er verschwand, daß er an einem dieser Orte, die er mit Moran in Verbindung brachte, sicher zu finden sein würde.

Was er in der Beaufsichtigung des Viehs leistete, war nach wie vor ein Meisterstück an Intelligenz. Doch allmählich erstarrte seine Tätigkeit in einem mechanischen Befolgen aller Lehren, die er von Moran empfangen hatte. Seine Arbeit freute ihn nicht mehr.

Eines Tages saß er auf einer Anhöhe, die einige hundert Yard von dem Wohnhaus entfernt war, als er deutlich seinen Namen rufen hörte. Mit bitterer Entschlossenheit wandte er sich ab von dieser Lockung und trabte fort, hinaus ins Dunkel der Nacht. Vergeblich hatte er jede menschliche Wohnstätte der Umgebung abgesucht, von Moran war keine Spur zu finden. Allmählich verlor er alle Hoffnung und damit auch den Zusammenhang mit der Welt der Menschen. Immer mehr nahmen ihn die geheimnisvollen Stimmen der Nacht gefangen, denen er in der Einsamkeit der Berge gerne lauschte. Ziellos streifte er bis Tagesanbruch umher, dann hielt er auf einer Höhe, siebzig Meilen von der Farm entfernt, und kauerte sich zum Schlafe nieder.

Der kräftige, kalte Wind hatte den frischgefallenen Schnee weggefegt, der nur noch in den Schluchten zusammengeweht lag und die Berggipfel in fleckenlosem Weiß erstrahlen ließ. Mit Sonnenaufgang erhob sich eine steife Brise und Blitz mußte eine geschütztere Stelle aufsuchen.

Unten sah er einen Reiter, der mit dem Sammeln des Viehs beschäftigt war. Blitz verfolgte mit Aufmerksamkeit seine Bemühungen. Ein Stier war durchgegangen und der Reiter machte kehrt, um ihn zurückzuholen. Die Macht der Gewohnheit ließ Blitz hinabeilen. Er wollte den Stier zur Vernunft bringen. Im Augenblick da er auftauchte, riß der Reiter sein Pferd zurück und legte die Büchse an. Sofort warf sich Blitz herum; da verspürte er auch schon einen Schlag, ein sengender Schmerz fuhr über seinen Leib und ein scharfer Knall krachte an seinen Ohren. Er floh und hinter ihm dröhnten in rascher Aufeinanderfolge die Schüsse. Der Sand spritzte auf und winselnd pfiff es um seine Ohren.

Schon längst war Blitz mit der Wirkung der Feuerwaffen vertraut. War er doch oft dabei gewesen, wenn Moran oder andere diese Waffe gebrauchten. Nach jedem Knall hatte er gesehen, wie entweder ein wildes Kaninchen am Boden verzappelte oder eine Antilope sich in letzten Todeszuckungen quälte. Er verstand, daß dieser Mann, ohne ersichtlichen Grund, ihn hatte töten wollen.

Eine halbe Stunde später trabte er langsam über die Ebene. Da hörte er den scharfen Knacks, wie ihn ein Geschoß mit hoher Geschwindigkeit verursacht, wenn es knapp an den Ohren vorbeisaust. Er setzte zur Flucht an und gleichzeitig ertönte von ferne der Knall.

In einer Entfernung von vierhundert Yard lehnte ein Mann an der Tür einer Sodhütte und feuerte seine Büchse auf die graue Gestalt ab, die mit unheimlicher Geschwindigkeit in der Ebene dahinflog.

Blitz betrat die Mündung eines langen Tales, als auch schon ein Reiter den Abhang rechter Hand hinabeilte, um ihm den Weg abzuschneiden. Er fiel nach links ab und in wütendem Galopp folgte ihm das Pferd. Sechsmal nacheinander bellte des Reiters Büchse hinter dem fliehenden Wolf.

Blitz ahnte nicht, daß alle, denen er fremd war, ihn für einen Wolf hielten. Er sah nur, daß alles sich gegen ihn kehrte und ihm nach dem Leben trachtete.

Von nun ab mied er sorgsam jeden Menschen, auch lagerte er nur auf Höhen, die meilenweit freien Ausblick boten.

Als es dunkel wurde, setzte er seine Wanderung fort. Er überquerte eine niedrige Gebirgskette und kam hinab in das wogende Wiesenland des Wind River-Tales. Der Hunger peinigte ihn und nichts Lebendes war zu sehen außer den weidenden Kühen.

Der vertraute Schauplatz der Bar T Farm, wo man ihn als Freund behandelt hatte, lag weit hinter ihm. Mit der Entfernung wuchs das Gefühl der Entfremdung gegenüber den Menschen. Die Tatsache, daß man ihm nun so feindselig begegnete, erfüllte ihn mit Bitterkeit — und zu alledem hungerte ihn.

Menschen trachteten ihm nach dem Leben! Und zum erstenmal wandte er seine Zähne gegen ein Tier, das Menschen gehörte, und er wählte sich einen Stier zum Opfer.

Sein erster Angriff war nur halb beherzt, seine Fangzähne trennten nicht völlig die Knieflechsen des Tieres. Der Stier floh in panischem Schrecken und die übrige Herde, toll gemacht durch den Blutgeruch und die stumme Wolfsgestalt, die plötzlich in ihrer Mitte erschienen war, scharte sich in wilder Stampada um das verletzte Tier.

Der Geschmack des Blutes und das Dröhnen der Hufe, als immer mehr Tiere sich der rasenden Flucht anschlossen, stachelte alle Raubtierinstinkte in Blitz auf und er machte einen zweiten Angriff, diesmal mit der Wucht und dem Schwung eines richtigen Lobo.

Der Stier floh weiter, das eine Hinterbein nachschleifend, doch schon schlug das mächtige Gebiß in das andere Bein und der Stier stürzte. Kaum lag er auf dem Boden, da flog eine graue Gestalt an seine Kehle und schlitzte sie wie mit Messern auf.

Blitz stand über seiner Beute. Er lauschte dem Dröhnen der Hufe und dem tollen Brüllen der Tiere, als die Stampada wie eine Lawine anwuchs und sich ins Tal hinabwälzte. Jetzt war er ganz Wolf. Ein mächtiges, graues Raubtier. Jede Spur der Zähmung war verschwunden.

Eine volle Woche durchstreifte er das Tal, schlief bei Tag und tötete bei Nacht. Bald aber machte sich wieder die alte Sehnsucht nach Moran geltend, und es zog ihn zurück in die Gegend der Bar T Farm. Er legte die hundert Meilen in einer einzigen Nacht zurück und im Morgengrauen näherte er sich vorsichtig den Gebäuden der Farm. Im Wohnhaus war Licht, man stand eben auf.

Blitz schlich näher, er wollte den Klang von Morans Stimme aus dem Gemurmel erhaschen, das aus dem Hause drang. Ein plötzlicher Schreck durchfuhr ihn — eine Stimme erscholl, gleichsam aus der Luft, und rief seinen Namen. Schon war er auf dem Sprunge zu fliehen, doch die Stimme klang freundlich, die Gewohnheit siegte, Blitz blieb stehen.

„Hallo, Blitz!" Von seinem Ausguck auf der Platform der Windmühle hatte der Frühaufsteher die dunkle Gestalt gegen das Haus schleichen gesehen. „Du alter Schurke, wo hast du dich herumgetrieben?"

Blitz verbarg sich im schützenden Dunkel der Hürde und wußte nicht recht, wie er sich verhalten solle.

Als die Windmühle sich zu drehen begann, öffnete sich die Tür des Wohnhauses und lärmend drängten die Burschen heraus. Plätschernd und spritzend wusch man sich Gesicht und Hände in dem eiskalten Wasser aus der Zisterne. Während der Mann auf dem Ausguck die Leiter hinabstieg, schrie er den Leuten zu, daß Blitz zurück sei. Ein Chorus freundlicher Rufe und Pfiffe begrüßte den Ausreißer. Blitz kam aus seinem Versteck hervor und näherte sich vorsichtig der Gruppe, jeden Augenblick zur Flucht bereit; doch der herzliche Empfang beruhigte ihn bald.

Während der folgenden Woche hatte er Zeit, die letzten Ereignisse zu überdenken. So oft er von der Farm weg gewesen, hatte man ihn angeschossen; das gab ihm zu überlegen und langsam dämmerte es in ihm auf, daß er nur bei den Burschen der Bar T Farm seines Lebens sicher sei. Außerhalb des Farmbereiches hatte er stets Feindseligkeiten zu erwarten. Dieser Erkenntnis trug er Rechnung.

Hirtenhunde waren eine Seltenheit in dieser Gegend, denn früher oder später wurden alle ein Opfer der überall ausgestreuten Giftköder. Die Bar T Farm schwor auf ihren Blitz und war mächtig stolz auf ihn. Man pries ihn als den besten Hirtenhund der Welt, ja man dachte sogar daran, ihn im Triumph nach der Hauptstadt zu bringen und dort einen allgemeinen Wettbewerb zu veranstalten. Tausend Dollars wollten sie wetten, daß Blitz' Leistungen unübertrefflich seien. Der Eigentümer der Bar T Farm hatte Moran selbst 500 Dollars für den Hund angeboten.

Die Viehzüchter vom Wind River waren seit einiger Zeit in heller Verzweiflung. Sie mußten wieder einmal eine Prämie von hundert Dollars für den Skalp eines Lobo aussetzen, der sich jüngst in der Gegend gezeigt hatte und mit unheimlicher Regelmäßigkeit seinen Tribut einhob. In einer einzigen Woche richtete er mehr Schaden unter ihren Rindern an, als die Prämie betrug.

Keiner ahnte, daß Blitz die Ehren eines ganz ungewöhnlichen, doppelten Ansehens genoß; denn der Meisterschaftshund der Bar T Farm und der berüchtigte Lobo vom Wind River waren ein und derselbe.

So oft er auf einige Tage verschwand, glaubte man ihn auf der Suche nach Moran. Inzwischen aber räuberte er fleißig unter den Rinderherden am Wind River. Auf diesen Streifzügen war er ganz und gar Raubtier. Er fürchtete zwar die Menschen, ließ sich aber nicht in einen blinden, unvernünftigen Schrecken jagen, sondern ging ihnen klug aus dem Wege, da er ihre Macht zu schaden genau beurteilen gelernt hatte.

Seine Coyotenschlauheit bewahrte ihn vor sinnloser Flucht im freien Gelände. Bei der ersten Spur menschlicher Annäherung legte er sich platt auf den Boden, um den gefährlichen Feind vorbeizulassen, und wartete auf den passenden Augenblick, um ungesehen zu entwischen.

Hatte er sich genügend ausgetobt, so erwachte wieder das Verlangen nach dem Umgang mit Menschen, und in aller Harmlosigkeit, wie wenn nichts geschehen wäre, fand er sich wieder in der Farm ein.

Schon zwei Monate führte er dieses Doppelleben, als sich langsam trotz alle seiner Schlauheit das Netz immer dichter um ihn zu ziehen begann.

Vater Kinney übersiedelte nach dem Wind River. Der Winter war das Gebirge herabgekrochen und hatte die mächtigen Massen bis zur Ebene hinab in blendenden Schnee gehüllt. Mit Hilfe einer ganzen Relaiskette gut gefütterter Pferde begann Kinney seine unermüdliche Jagd nach dem Fünfhundert-Dollar-Wolf.

Die größte Schwäche seines Feindes, sich mit warmem Fleisch vollzuschlingen und dann recht bequem der Ruhe zu pflegen, war Vater Kinney wohlbekannt. Ein schnelles Pferd kann einen solchen Gesellen, der sich überfressen hat, bei zäher Verfolgung leicht erschöpft machen. Es ist hergebrachte Gewohnheit, daß jeder Reiter, der zufällig Zeuge eines solchen Rennens wird, selbst daran teilnimmt und sein frisches Pferd in den Kampf einsetzt. Das war die bewährteste Methode, besonders bei Neuschnee, und der meisten dieser riesigen Grauwölfe hatte man nur durch solche Stafettenjagden Herr werden können.

Tag um Tag verstrich, der zähe Verfolger ließ nicht locker. Unerbittlich blieb er dem Wolf auf den Fersen. Immer wieder mußte Blitz, wenn er sich schon befreit glaubte, in seinem Rücken diesen winzigen Fleck auftauchen sehen, der am Horizont erschien, sich langsam, aber stetig vergrößerte, bis die Konturen eines Reiters, seines unheimlichen Verfolgers, scharf hervortraten. Es gab kein Entrinnen, der Erfolg des Reiters schien nur eine Frage der Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht des Kassierers.

Kriminal-Groteske von Georg Bründl.

Im Verlagshause des „Weekly Herald" waren der Direktor und der Prokurist vor Schrecken erstarrt: Vor ihnen klaffte die schwere Tür des Stahlschrankes und zeigte die leeren Fächer des Innern.

„Wo ist Brown?" schrie der untersetzte Direktor wutschnaubend und ließ seine rundliche Faust dröhnend auf das harmlose, grüne Schreibpult niedersausen, so daß ein halbes Dutzend Bubiköpfe von ihren Schreibmaschinen hochfuhren und sich erschreckt dem Erzürnten zuwandten.

„Soeben ließ Frau Smith, bei der Brown wohnt, telephonisch mitteilen, daß ihr Mieter seit gestern abend nicht mehr nach Hause gekommen sei," meldete in diesem Augenblick eine Stenotypistin mit vor Aufregung hochgeröteten Wangen.

„Und die 15 000 Dollars?", brüllte der Direktor den verdutzt dastehenden Prokuristen an, der jedoch statt zu antworten nur verlegen die Achsel zuckte. „Unglaublich, daß Brown . . .," ächzte der Direktor nach einer Weile. „Zehn Jahre ist er nun bei uns, wohl verschlossen, aber im Dienst der pünktlichste und gewissenhafteste unserer Angestellten. Ausgerechnet er soll . . ."

Die folgenden Worte gingen im allgemeinen Lärm unter. In den Kassenräumen kamen und gingen eilige, polternde Tritte, Bruchstücke von Gesprächen klangen auf, klappernd arbeiteten Schreibmaschinen. Bald erschien auch der Generaldirektor und Verlagsinhaber in Begleitung einiger Kriminalisten, die den Tatbestand aufnahmen. Gleichzeitig wurde eine peinliche Durchsuchung von Browns Wohnung vorgenommen, der als Junggeselle schon viele Jahre im vierten Stock einer grauen, schmucklosen Mietskaserne bei einer alten Kaufmannswitwe ein Zimmer besaß. Die Witwe kannte alle Gewohnheiten ihres Mieters und war selbst ratlos, als sie den in ihrer Wohnung erschienenen Kriminalisten über sein plötzliches Verschwinden Aufschluß geben sollte. „Wann ist Mr. Brown zuletzt zu Hause gewesen?" fragte einer der Kriminalisten. „Gestern abend von neun bis zehn," erwiderte Frau Smith. „Dann zog er seinen guten Anzug an, er war überhaupt gestern sehr aufgeräumt und ging fort. Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen." — „Wo ist sein Zimmer?", forschten die Männer weiter. Frau Smith führte ihren Besuch in das einfache, aber freundlich aussehende Zimmer ihres Mieters. Auf dem Schreibtisch lag ein verschlossener, unfrankierter Brief. Hastig rissen ihn die Polizisten auf und fanden einen Bogen Papier, auf dem ein Kreuzworträtsel stand; dazu waren von Browns Hand folgende Zeilen geschrieben: „Dieses Kreuzworträtsel enthält die Erklärung meiner Flucht und meines gegenwärtigen Aufenthalts. Wer es löst, wird meine Tat nicht nur verstehen, sondern auch billigen. Brown."

Bald verbreitete sich die sensationelle Nachricht von der abenteuerlichen Flucht des Kassierers, der unter Mitnahme von 15 000 Dollar seit einem Tage spurlos verschwunden war, wie ein Lauffeuer in der Stadt. Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte über die seltsamen Umstände und Einzelheiten seines Verschwindens. Die erste Zeitung, die auch das Kreuzworträtsel veröffentlichte, war natürlich der „Weekly Herald", der für die richtige Lösung sogar eine Belohnung von 100 Dollars aussetzte, nachdem bis dahin alle Bemühungen der Detektive, das Rätsel zu lösen, gescheitert waren.

Noch nie war der „Weekly Harald" so massenhaft verkauft worden. Die Zeitungsnummern gingen im Straßenverkauf wie warme Semmeln an den Mann, und der Verlag mußte am gleichen Tage zu der bereits verkauften Auflage von 250 000 Stück noch eine Sonder-Auflage von 500 000 Stück herausgeben, um der Massen-Nachfrage genügen zu können. Verwundert dachte der Generaldirektor über die unerwartete Wirkung dieses „rätselhaften" Falles nach, denn selbst bei einem Nettoverdienst von nur 3 Cents pro Exemplar ergab sich für ihn aus der Massenauflage eine Nettoeinnahme von 500 000 mal 3 Cents gleich 15 000 Dollar. „Viele wenig geben ein viel", und der Generaldirektor hätte dem flüchtigen Kassierer schon jetzt seine „Schuld" verzeihen können; ja, er fühlte sich ihm heimlich für den so plötzlich gestiegenen Absatz der Zeitung fast zu Dank verpflichtet.

Inzwischen plagte sich alle Welt mit der Lösung des an so seltsame Umstände geknüpften Kreuzworträtsels. Doch so sehr sich auch Tausende von preisgekrönten Rätselsachverständigen abmühten, alle Felder des Rätsels mit richtigen Worten auszufüllen, die Lösung erwies sich immer wieder als zu schwer. Endlich nach vier Wochen, als sich die Aufregung des Publikums etwas gelegt hatte, brachte der „Weekly Harald" als neue Sensation die Aufklärung der rätselhaften Geschichte. In Fettdruck war auf der ersten Seite des Blattes zu lesen:

Aufklärung:

An die Leser des „Weekly Herald"! Von Herrn Brown ging uns heute folgender Brief zu: „Sehr geehrte Verlagsleitung! Anbei sende ich Ihnen die vermißten 15 000 Dollar wieder zurück. Ich habe das Geld nicht angegriffen, weil ich mit meinen Ersparnissen eine Erholungsreise auf eigene Faust unternommen habe. Ich habe mit der geheimnisvollen Flucht und durch Mitnahme des Geldes lediglich eine Absatzsteigerung Ihrer Zeitung beabsichtigt; ich hoffe meinen Zweck auch erreicht und Sie damit für den erlittenen Schrecken und Zinsverlust reichlich entschädigt zu haben. Die Lösungsversuche der Rätselfreunde sind alle daran gescheitert, weil niemand auf die Idee kam, daß unter dem „bekannten" Wahlspruch jene Worte zu verstehen waren, die der „Weekly Herald" schon seit Jahren unter dem Wappenbild seines Zeitungskopfes stehen hat: „Wer um Hohes kämpft, muß wagen!" Ich befinde mich z. Z. in O. und werde bis heute in acht Tagen wieder zurück sein. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster Brown."

Wieder riß man sich auf der Straße um die Zeitung, und der Verlag des „Weekly Herald" verdiente abermals eine hohe Summe. Bald war der Geniestreich des Kassierers Stadtgespräch, und allenthalben regte sich Sympathie und Bewunderung für den Gentleman-Kassierer. Die Rückkehr Browns gestaltete sich zu einem Ereignis. Der vordem unbeachtete Kassierer wurde nämlich nicht nur Teilhaber und Direktor mit einer Geschäftseinlage von 30 000 Dollars, sondern auch, nachdem ihm eine tausendköpfige Menge vor dem Verlagsgebäude brausende Huldigungen dargebracht hatte, von einer Millionärstochter vom Platz weg geheiratet, und dies einer gewissen Konkurrenzpresse zum Trotz, die am nächsten Tag einen bitter-süßen und vielsagenden Artikel über „Wallstreet-Tricks" brachte.

Flamingo.

Eine Liszt-Skizze von W. Noltens-Meyer.

Es war eins der seltsamsten Häuser in diesem Viertel von Rom. Professor Schulz kam aus der Werkstatt. Er schlich behutsam durch den Gang, ein wenig nervös von der Nachricht seiner Frau: Ich glaube, unser Kind fiebert.

Er greift sich an die Stirn, als könne er da abtasten, ob es wahr sei oder nicht.

Eins der seltsamst gebauten Häuser ist es, wahrhaftig: rechts geht die Tür nach Margueritas Schlafzimmer hinunter; links ab, gegenüber, ragt die Empore; und dahinter führt die Treppe nach dem großen Saal, wo sich schon so vielerlei abgespielt hat.

Langsam tastet der Bildhauer, leise drückt er die Klinke. Zwei geängstigte Menschen gleiten lautlos in den dunklen Raum. Ihre Schatten tanzen über das getünchte Mauerwerk, ganz wie der flackernde, brennende Öldocht in der Hand der Mutter es will.

Die Bettstatt krächzt schwach. Dann ist es wieder still. Regungslos liegt die Tochter der Wand zugekehrt.

Ist die Stirn heiß? . . . Sie ist heiß.

Soll ich den Arzt rufen? . . . Der Puls schlägt mäßiger, meine ich.

Margueritas Atem geht leise. Die Eltern warten, beobachten. Der Atem geht eigentlich regelmäßig. Es besteht wohl keine Gefahr. Dennoch etwas unsicher, entschwinden sie samt ihren spukhaft schwebenden Schatten.

Aber was geschieht mit Marguerita?! . . . Sie sitzt plötzlich aufrecht. Ihre großen Augen öffnen sich so weit wie noch nie. Lauscht sie? Umfängt sie ein Traum? Was für eine Welt tut sich vor ihr auf? Was für eine seltsame Welt? Die Zeit geht zurück. Es ist nicht mehr spät abends. Es ist sechs Uhr nachmittags. Die Vornehmen der Stadt lassen ihre Karossen heimwärts lenken. Die Geräusche der Fahrzeuge verhallen nach dieser und jener Richtung. Die Spaziergänger suchen ihr Heim auf. Das Leben in den Straßen flaut ab.

Nun verlassen die Künstler ihre Klausen und ergehen sich im Frieden der Abendluft.

O, da kommt ja auch der häßliche Mann wieder die Treppe zum Monte Pincio herauf. Strebt er dem Kloster Sacré Coeur zu, um Orgel zu spielen? Ach, warum läßt Papa sie nicht auch im Kloster Sacré Coeur erziehen, damit sie sein Orgelspiel öfter hören kann!

Nein, er geht nicht hinein. Er biegt auf der Piazza Trinità dei Monti, vor dem Obelisk, links ab in die Via Sistina, schlendert weiter, bis eine Lichtung in den Baumkronen den liebgewonnenen Durchblick gewährt: Über dem gewaltigen Kuppelbau von St. Peter sinkt die Sonne und taucht den Schauplatz in Feuersglut.

Warum lassen die Jungen ihn nicht in Ruhe? Weil sie ihn allesamt erkannt haben, den freigebigen Signore mit

der Hakennase und dem Gesicht voller — sind es nicht Pockennarben, Warzen? Seine Gutherzigkeit belohnen sie damit, daß sie ihn wegen seiner eigentümlichen Gesichtsbildung Flamingo nennen. Eine ganze Schar versammelt sich um ihn. Ein Durcheinanderschreien von schrillen Stimmen beginnt, eine allgemeine Bettelei, geschickt und unerbittlich hartnäckig vorgebracht.

Wieder greift er in die Tasche, holt eine Handvoll Kupfermünzen hervor und schleudert sie lachend in die jubelnde Menge. Ein Gefecht in gebückter Stellung geht los. Schultern und Köpfe stoßen in tollem Ungestüm gegeneinander.

Marguerita lacht, lacht mit Flamingo, vergißt seine Häßlichkeit, sieht seine strahlend durchgeistigten Augen, und verfolgt sie, bis sie im Kloster vom Sacré Coeur verschwinden.

Wird er Orgel spielen? Soll sie hinrennen und lauschen?

Sie springt aus dem Bett. — Was hat sie nur aufgeschreckt? Es kommen Leute über den Gang. Sie sprechen gedämpft miteinander.

Marguerita reibt sich die Augen. Ah, die Zeit rückt heran. Der Saal wird allmählich besetzt. Die Gäste strömen selbst von dieser Seite herein.

Dann muß auch Flamingo auf dem Wege hierher sein. Flamingo! Sie veredelt das Schimpfwort der Straßenjungen mit einem stillen, innigen Lächeln und macht es zu einem Kosenamen.

Vorsichtig schleicht Marguerita auf den Zehen zur Tür. Sie zieht den Schlüssel ab, einen alten Schlüssel mit daumengroßem Bart, und späht aus der Finsternis in den hell erleuchteten Korridor. Lange, sehr lange, bis niemand mehr über die Empore treppauf zum Saale steigt.

Ob denn Flamingo nicht kommt?

Auf einmal dringen perlende Töne hervor, Triller von überwältigender Schönheit. Aus einem Flügel kommen sie, oder nein, aus einer unergründlichen Tiefe; es ist ein Erbeben in den geheimsten Winkeln der Seele, in denen das Ungleiche der Empfindungen ringt, sich aufbäumt, erschüttert und nach Befreiung hindrängt. —

Sie möchte sich einen Mantel umwerfen, an die Saaltüre eilen, einen kleinen Spalt öffnen. Ihn hören, ihn sehen, seine Augen schauen, die das Wunder vielleicht erschließen. Wenn er zu Ende gespielt hat, ihm sagen dürfen: O Flamingo, wie herrlich! Und seine großen, großen Hände küssen.

Wie lange hat sie eigentlich da gebeugt am Schlüsselloch gestanden?

Die Saaltür wird geöffnet. Jauchzen, Händeklatschen, Jubelrufe, Worte der Begeisterung schwirren in eins verwoben, tosend heraus.

Eine Dame kommt herunter, eine nicht gerade schöne, aber klug und raffig aussehende Dame. Sie geht in wiegenden Schritten, als schwinge ihr Körper noch im Rhythmus der Klänge: Fanny Lewald, die Dichterin, die den Meister der Tonkunst erwartet. Sie weiß: er wird einige Minuten im Freien verbringen und dann weiter spielen. Und diese Gelegenheit von wenigen Minuten will sie — —

Marguerita bebt ein wenig.

Da geht die Tür am Saal nochmals auf.

Wieder erscheint eine Dame, anmutig in ihre Beduine gehüllt, gleichsam lautlos fließt sie die Stufen herab. Eine schöne, wundervolle Frau! Gräfin Kinsky, ein Gesicht mit alabasterreiner Hautfarbe, mit Lippen, die ihr erhabenes Lächeln so aufrichtig ergänzen. Wie sollte sie auch nicht lächeln in dieser Minute!

Liszt kommt hinter ihr her, nur zwei Stufen von ihr entfernt. Berührt die Kapuze ihrer Beduine nicht seine Brust?

Flamingo! — Marguerita zittert vor Erregung. Sie hat sein Gesicht hinter dem Kopf der Gräfin deutlich gesehen.

Nun befindet sich die Frau auf der Empore und verharrt. Schon steht Liszt vor ihr, vernimmt begeistert geflüsterte Worte der Huldigung von glücklächelnden Lippen. Dann legt er seine langen Hände, diese Hände voll Zauberkraft, sanft gegen die Schläfen der schönen Frau und küßt ihre Stirn.

In Reichweite von Marguerita stehen die Beiden, nur durch das Holz einer Tür getrennt, bis die Gräfin an seinem Arm wieder emporsteigt in Apollens Gefilde.

Marguerita schaudert ein wenig. Ist es die Kühle? Ist's Fieber? Oder — —

Sie steckt den Schlüssel wieder sachte ins Schloß. Geräuschlos schlüpft sie ins Bett und lauscht den sehnsuchtsschweren Mollakkorden ihres Innern.

Von oben dringen leise, allmählich anschwellend, die unvergeßlichen Klänge Flamingos aus goldiger Wirklichkeit in ihren Traum.



Bunte Chronik



* **Ordnungsliebende Taschendiebe.** Louise Michel, die bekannte Kommunistin des vorigen Jahrhunderts, hat eine mildere Wiedergeburt erlebt in der Gestalt einer Heldin gleichen Namens, der es weniger darauf ankam, die Brandfackel der Revolution in friedliche Völker zu werfen, als vielmehr den Parisern ihre Taschen auszuleeren. An der Spitze eines „Konzerns" von vier anderen Taschendieben hat sie in den letzten Monaten die Bürger der Lichtstadt ohne Unterschied des Standes und des Vermögens um mehr als zweitausend Brieftaschen und Geldbörsen erleichtert. Das wäre an sich nun nichts Ungewöhnliches, auffallend war nur der strenge Sozialismus, dem diese Gaunerbande nachlebte. Wie die Apostelgeschichte von der ersten Christengemeinde berichtet, daß sie „alle Dinge gemein hielt" und alle ihre Habe unter einander teilte, so verfuhren auch die Jünger der Michel. Jeder Abend sah die kleine Gemeinde friedlich um den runden Tisch versammelt, auf den die Beute des Tages ausgelegt wurde, die schmierigen, abgegriffenen Geldbörsen mit ihrem kümmerlichen Inhalt ebensogut wie die gespickten Brieftaschen der Reichen. Aus dem Erlös erhielt jedes Mitglied den Bedarf für die kommende Woche ausbezahlt, und der Rest wurde allwöchentlich einer italienischen Bank übersandt, die das sauer verdiente Kapital auf Zinsen legte. Schließlich bereitete die Pariser Polizei, die ihre Nase in alles steckt, dem verdienstvollen Treiben der fünf ein jähes Ende, als sie die Michel einmal auf frischer Tat ertappte. Vor ihrer Abführung in das Gefängnis gab diese würdige Dame nur ihrem Bedauern darüber Ausdruck, daß nur noch wenige Tausende an dem Kapital fehlten, von dem sie und ihre Spießgesellen unter dem Schutze Mussolinis in aller Behaglichkeit hätten leben können. „Aber das Unglück ist nicht groß", schloß sie ihre Abschiedsrede, „in einigen Jahren sehen wir uns alle dort wieder, und inzwischen wird ja das Kapital durch Zinsen vermehrt worden sein." Im Gegensatz zu ihrer berühmten Vorgängerin ist der neuen Louise Michel ein gewisses bürgerliches Empfinden nicht abzusprechen.

Lustige Rundschau



* **Der ungalante Napoleon.** Napoleon I. war zuweilen recht ungezogen gegen die Damen. So blieb er einst bei einem festlichen Anlaß in den Tuilerien vor der Herzogin de Fleurs stehen und sagte plötzlich: „Haben Sie die Männer noch immer gern, Frau Herzogin?" — Sie antwortete, ohne die Fassung zu verlieren: „Jawohl, Majestät, wenn sie höflich sind." Der Kaiser biß sich auf die Lippen und ging weiter.



Rätsel-Ecke



Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Kranich, Arabien, Drossel, Million, Fischer, Muschel und Flieger sind so in ein Quadrat von 7×7 Feldern zu bringen, daß von links oben nach rechts unten ein Gegenstand genannt wird, dr jetzt oft im Luftmeer zu beobachten ist

*

Rätsel.

Bin eine Stadt im fernen Land,
Das „k" hinweg, schafft mich die Hand.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 212.

Uhren-Rätsel:

P	r	e	i	ſ	e	l	b	e	e	r	e
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.